Leseprobe aus:

Anne Helene Bubenzer

Die unglaubliche Geschichte des Henry N. Brown

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Thiele - Brandstätter Verlag

I

Vor einer halben Stunde habe ich an der Sicherheitskontrolle Alarm ausgelöst.

Die Schriftstellerin stellte ihre Tasche zum Durchleuchten auf das Band, und dann war es auch schon zu spät.

«Bitte, entschuldigen Sie, gnädige Frau, is des Ihre Taschen?», fragte der österreichische Sicherheitsbeamte routiniert.

«Ja, die gehört mir», sagte die Schriftstellerin.

«Können Sie die einmal öffnen, bitt schön?»

«Natürlich», erwiderte sie ganz freundlich und nett – so, wie ich sie kennengelernt habe. So, wie sie von Anfang an gewesen ist.

«Is des Ihr Teddy?», fragte der Sicherheitsbeamte formell und zog mich am Arm aus der Tasche.

«Ja», wiederholte sie. «Der gehört mir.»

Es machte mich irgendwie stolz, wie sie das sagte. Sie ließ keinen Zweifel daran, dass wir zusammengehören. Sie ist meine Besitzerin.

«Sie reisen mit einem Teddy?», fragte der Beamte weiter.

«Warum nicht?», fragte sie zurück.

«A bissl komisch is des scho …», murmelte der Mann.

«Also, was wollen Sie?» Ungeduld schwang in ihrer Frage mit.

Mir war dieses Verhör ebenfalls unangenehm. Ich mag es nicht, wenn mich fremde Menschen so am Arm halten, vor allem nicht, wenn sie dabei so förmlich sind. Das verheißt nichts Gutes, ich kenne das.

«Wir müssen uns Ihren Teddy einmal genauer anschauen», sagte der Beamte. «Er ist auffällig.»

Ich war auffällig. Was hatte das zu bedeuten? *Ich* war auffällig. Dass ich nicht lache.

«Hören Sie», sagte die Schriftstellerin jetzt gar nicht mehr freundlich und nett. «Ich weiß nicht, was für einen Scherz Sie sich mit mir erlauben, aber ich muss meinen Flieger nach München kriegen und bin ziemlich in Eile.»

«Des tut mir leid, gnädige Frau, aber ich kann Sie erst gehen lassen, wenn wir wissen, was den Alarm ausgelöst hat.»

«Er hat einen Alarm ausgelöst?»

Ich hatte Alarm ausgelöst. Wieso hatte ich Alarm ausgelöst? Ich hielt die Luft an.

«Offensichtlich befindet sich im Körper Ihres Teddys ein auffälliger Gegenstand», fuhr der Mann fort. «Können Sie uns sagen, worum es sich dabei handelt?»

«Ein Gegenstand? Was ist das hier? Versteckte Kamera? Lieber Herr, äh, wie ist gleich Ihr Name –»

«Das tut nichts zur Sache.»

«Also gut, mein Herr, ich habe diesen Bären vor ungefähr achtundvierzig Stunden in einem kleinen Puppenladen in einer Seitengasse der Kärntner Straße käuflich erworben. Dort hatte er zuvor mindestens drei Jahre im Schaufenster gesessen. Ich habe ihn seither keine Sekunde aus meiner Obhut gelassen. Ich glaube ernsthaft, dass Sie Ihre und vor allem meine Zeit verschwenden, wenn Sie mich für ein Al-Qaida-Mitglied halten und diesen alten Stoffbären für Osama bin Laden.»

Die Schriftstellerin war wütend. Das verstand ich. Das Problem war bloß, dass der Sicherheitsbeamte recht hat. Ich trage etwas in mir.

«Gnädigste, jetzt regen Sie sich bitt schön mal wieder ab», sagte er. «Und dann schicken wir Ihr Bärchen noch einmal durch. Dorle, geh, sei so lieb, schick den Teddy noch einmal durch!»

Er reichte mich in die Hände einer Frau, die legte mich in eine graue Plastikwanne, und ich fuhr noch einmal durch den dunklen Röntgentunnel. Ich spürte nichts.

«Da, schaun S'», sagte der Beamte zur Schriftstellerin und deutete auf einen Monitor neben dem Band, als die Gummistreifen über mich strichen und ich wieder ans Tageslicht kam. «Man kann es ganz deutlich erkennen. Da wollen Sie doch bitte nichts dagegen sagen.»

«Nein», sagte die Schriftstellerin. «Jetzt sehe ich es auch.»

Alle sahen es. In einem bunten Farbspektrum erstrahlte auf dem Bildschirm mein Umriss, und in mir drin war ein graues Etwas zu sehen. «Das da», sagte der Beamte, «der graue Gegenstand, der ist auffällig.»

Ich war erstaunt, erschreckt und konsterniert. Die Tatsache, dass es möglich ist, ohne weiteres durch mich hindurchzusehen, traf mich völlig unvorbereitet. Es ist offenbar ein Leichtes, mein Innerstes zu betrachten und das zu entdecken, was ich während der vergangenen vierundachtzig Jahre für mein bestgehütetes Geheimnis gehalten habe.

Hier am Flughafen Wien-Schwechat hat ein Sicherheitsbeamter dieses Geheimnis entdeckt und es mit dem schnöden Wort «auffällig» in einer Art und Weise herabgewürdigt, dass mir ganz übel wurde.

«Und jetzt?», fragte die Schriftstellerin.

«Können Sie Ihren Bären öffnen?», fragte der Beamte.

«Machen Sie Witze?», fragte die Schriftstellerin. «Dieser Bär wird nicht geöffnet. Er ist eine Rarität, verstehen Sie? Er ist mindestens siebzig Jahre alt, wenn nicht noch älter. Ich habe eine Menge Geld dafür bezahlt. So einen Teddy macht man nicht einfach auf.»

«Uns wird leider nichts anderes übrigbleiben. Wir werden versuchen, den Schaden so gering wie möglich zu halten. Wenn er sich als ungefährlich herausstellt, können Sie ihn ja wieder zunähen.»

Er will mich aufschneiden? Mich *aufschneiden? Das wirst du doch nicht zulassen!*

«Also, das glaube ich jetzt nicht!», rief die Schriftstellerin aufgebracht. «Das kann ja wohl nicht wahr sein. Hier passiert erst mal gar nichts, solange ich nicht mit Ihrem Vorgesetzten gesprochen habe, Herr Das-tut-nichts-zur-Sache.»

Der Sicherheitsbeamte sprach in sein Walkie-Talkie, es knatterte und rauschte, Dorle, die Röntgenfrau, hatte sich inzwischen zu uns gesellt, und die Schriftstellerin nahm mich aus der Plastikwanne und strich mir über den Kopf, als wolle sie mich beruhigen. Dabei beruhigte sie sich doch nur selbst. Ich kenne dieses abwesende, automatische Streicheln von Kindern und Erwachsenen – in diesem Punkt sind sie alle gleich.

«Legen Sie den Bären zurück», sagte Dorle ruhig, aber bestimmt.

Die Schriftstellerin reagierte nicht. Sie strich weiter über meinen Kopf.

«Sie legen sofort den Bären zurück», rief der Beamte aufgeregt. «Hinlegen, sag ich.» Er griff nach seiner Waffe.

«Schon gut, bitte, ich bin ganz harmlos», sagte sie nun auch erschrocken und legte mich vorsichtig zurück in die Wanne.

Nein, halt mich fest! Halt mich fest! Bitte, halt mich fest.

Um uns herum blieben die Leute stehen, alle schauten herüber, neugierig, besorgt, belustigt, wütend, weil wir den Betrieb aufhielten. Doch keiner half uns.

«Bitte, gehen Sie weiter, meine Herrschaften, es gibt hier nichts zu sehen», sagte Dorle.

«Sie zeigen uns jetzt erst einmal Ihre Bordkarte. Und sicher haben Sie doch auch einen Namen», sagte der Beamte.

«Jeder hat einen Namen», schoss die Schriftstellerin zurück und hielt ihm ihren Reisepass hin, in dem die Bordkarte steckte.

Da fiel mir auf, dass ich gar nicht wusste, wie sie heißt. So ist das manchmal, neue Besitzer stellen sich selten mit Namen vor. Eigentlich ist das auch unerheblich, denn früher oder später bekommt man ja mit, wie sie genannt werden. Doch ich kann nicht leugnen, dass es mir gerade jetzt lieber wäre, ich wüsste, wie sie heißt.

«So, gnädige Frau, dann kommen S' bitt schön mal mit, und dann klären wir die Sache in Ruhe», sagte Dorle.

«Und was ist mit meinem Flug?»

«Das sehen wir dann.»

Der Beamte nahm die Plastikwanne unter den Arm, die Schriftstellerin folgte ihm, und Dorle bildete die Nachhut. Ich lag mit dem Gesicht nach unten, die Nase gegen das kühle Plastik gedrückt. Das Funkgerät knisterte, die Schritte hallten.

«Bitte, das kann doch nur ein Missverständnis sein», sagte die Schriftstellerin jetzt. «Was soll denn an einem so alten Teddy Schlimmes sein? Sehen Sie ihn sich doch einmal an.»

«Verzeihung, gnädige Frau, aber darauf können wir keine

Rücksicht nehmen. Was glauben Sie denn, wie Terrorismus funktioniert?», sagte der Beamte herablassend.

Wir betraten einen Raum, die Wanne wurde unsanft auf den Tisch gestellt, Stühle wurden gerückt.

«Wir nehmen jetzt Ihre Personalien auf, und dann kommt ein Kollege von der Polizei und schaut sich Ihren kleinen Freund einmal an. Wenn Sie jetzt kooperieren, sind wir ganz schnell fertig, und Sie schaffen es heute vielleicht doch noch nach München. Es ist einfach eine notwendige Sicherheitsmaßnahme.»

«Denken Sie doch mal nach!», rief die Schriftstellerin jetzt mit Verzweiflung in der Stimme. «Wenn ich wirklich eine Bombe in meinem Bären versteckt hätte, würde ich wohl kaum nach München fliegen, sondern nach Washington. Oder glauben Sie, ich würde mir wegen dem bayerischen Ministerpräsidenten so eine Mühe machen?»

Sie war toll. Sie kämpfte für mich – und ich hatte ein schlechtes Gewissen. Sie kannte ja mein Geheimnis nicht. Niemand kannte es, außer Alice. Und Alice, dieser Gedanke trifft mich immer wieder hart, war sicher schon lange tot.

«Bitte, wie Sie wollen», sagte der Beamte. «Dorle, bring die Dame bitte ins V1. Ich kümmere mich um den Teddy.»

Geh nicht weg, bleib hier, lass mich nicht allein. Nicht weggehen!

«Ich komme wieder», sagte die Schriftstellerin leise, aber bestimmt. Und ich wusste nicht, ob sie es zu mir sagte oder zu dem unangenehmen Sicherheitsbeamten. «Und wehe, dem Teddy ist auch nur ein Haar gekrümmt!», setzte sie drohend hinzu.

Ich hörte, wie sich die Tür öffnete, die junge Frau verschwand aus meinem Blickfeld, und das Letzte, was ich von ihr

vernahm, war der Satz: «Das ist schon wieder so eine unglaubliche Geschichte, die müsste man glatt aufschreiben. So was glaubt einem ja keiner.»

Und jetzt liege ich hier. Es ist still, nur eine Neonröhre summt leise, und eine Fliege sucht vergeblich den Weg hinaus aus dem Fenster. Der Beamte ist weggegangen, um seinen Kollegen mit dem Messer zu holen oder womit auch immer er gedenkt, mich aufzuschneiden. Er hat das Büro dreifach abgeschlossen. Es ist ein schreckliches Gefühl. Ich habe Angst, und ausnahmsweise nicht um jemand anderen, sondern um mich. Denn ich kann mir nicht vorstellen, dass ich es überlebe, wenn man mir die Brust aufschneidet und die Liebe herausnimmt.

So. Jetzt ist es gesagt.

Der graue Etwas in meiner Brust, das ist *die Liebe*. So hat Alice es damals erklärt, also ist daran nicht zu rütteln. Und sie hat auch gesagt, dass es das Wertvollste ist, was es gibt. Das können sie mir doch nicht einfach wegnehmen!

Manchmal werden Menschen aufgeschnitten, und ihnen wird etwas herausgenommen. Einige überleben das. Ich habe lange genug bei Bernard gelebt, um das genau zu wissen. Aber kann man auch einen Bären aufschneiden und die Liebe entfernen, ohne dass er dabei stirbt? Diese Ungewissheit macht mich ganz krank.

Dabei fing die Woche so gut an. Was heißt gut, sie fing blendend an. Die Schriftstellerin hatte mich aus dem eintönigen Dasein einer Schaufensterdekoration befreit. Ich hatte nicht drei, sondern fünf Jahre dort gesessen, doch das wusste sie natürlich nicht, als sie den Beamten belog.

Fünf Jahre mit der gleichen Aussicht, im wechselnden Licht von Sonne und Straßenlaternen. Fünf Jahre mit unzähligen Menschen, die sich am Fenster die Nasen platt drückten und doch nie hereinkamen. Gleichförmig flossen Wochen, Monate und Jahre ineinander. Und ab und an fuhr ein Fiaker vorüber.

Auf Regen folgte Sonnenschein. Manchmal war Sommer, manchmal Winter. Im Sommer blieben häufiger Leute stehen. Kinder, die mich und die anderen im Fenster anstarrten, mit hungrigen Augen, und auf mich zeigten. Eltern, die nach wenigen Minuten die Kinder an der Hand nahmen und ungeduldig weiterzogen. Im Winter eilten eigentlich alle vorüber. Die Mantelkrägen hochgeschlagen, die Mützen tief ins Gesicht gezogen.

Es war eine ruhige Zeit. Die letzten fünfzehn Jahre waren eine ruhige Zeit. Zu ruhig, wenn es nach mir geht. Ich bin ein Bär, der viel erlebt hat, einer, der lieber mal im Eifer des Gefechts herunterfällt, als hinter Glas in Schönheit zu sterben. Aber es ist eindeutig, dass ich als Spielzeug wirklich nicht mehr gefragt bin. Die Leute. Sie schauen mich an wie ein Relikt aus grauer Vorzeit. Sie erkennen vielleicht in den Tiefen ihres Herzens eine Sehnsucht nach einem Spielzeug, wie ich es bin. Doch man spielt heute anders als zu der Zeit, als ich entstand. Das habe ich in den letzten Jahren gelernt: Alles muss schnell gehen, einen Effekt haben und diesen nach Möglichkeit vollautomatisch. Und so bin ich nicht. Zum Glück. Oder leider?

Einmal traute sich ein kleines Mädchen nach langem Schaufenstergucken schließlich in den Laden und fragte den alten Ferdinand:

«Was kann der denn?» Dabei zeigte sie auf mich.

«Wie meinst du das?», fragte er zurück.

«Na ja, kann er irgendwas?»

«Er kann Geschichten erzählen, wenn du gut hinhörst.»

«Sonst nichts?»

«Nein. Sonst nichts.»

«Wie blöd», sagte sie enttäuscht und dann: «Auf Wiederschaun.»

Die Türglocke bimmelte, als sie hinausging.

Ich blieb also, wo ich war, und hatte genügend Zeit, Bilanz zu ziehen. Ich war ausrangiert und überflüssig und wähnte mich am Ende meines Bärenlebens. Ist das nicht Grund genug, sich ein bisschen leidzutun? Ich ahnte schließlich nicht, was auf mich zukam. Wenn ich meine jetzige Situation genau besehe, frage ich mich auch, ob ich im Schaufenster nicht besser aufgehoben war.

Aber wie gesagt, die Woche fing blendend an. Vorgestern Nachmittag war besagte junge Frau in den Laden gekommen und mit ihr eine Ahnung frischer Frühlingsluft.

«Grüß Gott», sagte sie in das graue Zwielicht des Ladens. Niemand antwortete. Es blieb ganz still, nur das bedächtige Ticken der großen Standuhr war zu hören.

«Hallo?», rief sie. «Ist hier jemand?»

«Ja, ja», brummte es aus dem Dunkel. «Was ist denn los.»

Ferdinand tauchte hinter einem Bücherregal auf, und das Schlagwerk der Uhr kündigte mit einem leisen Klicken an, dass bald wieder eine neue Stunde eingeläutet würde.

«Ich wollte fragen, was der Bär im Fenster kostet», hörte ich sie sagen.

«Welcher?»

«Der mit dem schiefen Kopf.»

«Der ist alt.»

«Ja», sagte sie. «Das sieht man. Wie alt denn?»

«Mindestens siebzig, eher achtzig Jahre», sagte Ferdinand.

«Und was kostet er?»

«Wie gesagt, er ist alt.»

«Ja», sagte sie. «Ich weiß.»

«Sagen wir hundert.»

«Hundert Euro?», fragte sie erstaunt.

Was machst du denn da? Wieso verlangst du so viel? So kauft sie mich doch nie!

Endlich interessierte sich jemand für mich, und dann gebärdete sich Ferdinand, als wäre ich aus purem Gold.

Ich hoffte inständig, dass nicht auch sie «wie blöd» sagen und den Laden wieder verlassen würde. Es wäre so schön, einmal wieder eine neue Aussicht zu genießen, jemanden zu haben, der mich … Ich traute mich kaum, diesen Gedanken weiterzudenken. Nach nochmaligem Klicken begann die Uhr zu schlagen. Der warme Ton des Geläuts klang durch den Raum. Ich zählte, um mich zu beruhigen.

«Wie gesagt …», brummte Ferdinand.

«Ja, er ist alt. Ich weiß.»

«Sammler würden für so einen …»

«Aber er ist kein Sammlerstück», unterbrach sie ihn.

«Kennen Sie sich aus?», fragte er skeptisch.

«Gut genug, um zu sehen, dass er nicht aus einer bekannten Manufaktur stammt. Also, was meinen Sie … achtzig?», fragte sie ruhig.

«Was? Achtzig? Nein, wirklich.»

«Kommen Sie, achtzig ist doch wirklich ein guter Preis für so einen lädierten Bären.»

Was sagte sie? Lädiert? Fast wünschte ich, er würde den Preis wieder heraufsetzen. Zu einer Person, die mich nicht wertschätzte, wollte ich nicht. Das war noch nie gutgegangen.

«Vergessen Sie nicht, dass das ein Bär mit Geschichte ist. Wer weiß, was der alles erzählen könnte.»

«Ja, das glaube ich Ihnen sogar», antwortete sie und lachte leise.

«Also fünfundachtzig müssen es schon sein.»

«Sie sind zäh», sagte sie. «Aber ich auch. Hier haben Sie dreiundachtzig. Wegen der Geschichten, die in ihm drinstecken.»

Ferdinand brummelte etwas, und plötzlich fiel sein Schatten von hinten über mich. Er beugte sich ins Schaufenster, hob mich hoch, schüttelte mir den Staub aus dem Fell und pustete mir kurz mit seinem Pfeifentabakatem ins Gesicht, wie er es einmal pro Halbjahr tat, wenn er das Fenster saubermachte.

«So. Bitt schön. Passen S' gut drauf auf, wenn Sie mich schon so übern Tisch ziehen.»

«Danke sehr», sagte die junge Frau. «Ich habe einen guten Platz für ihn.»

Ich bekam eine Plastiktüte über den Kopf und hatte eine neue Besitzerin.

Es ist immer wieder das gleiche Kribbeln, wenn man einen neuen Besitzer hat. Es ist aufregend. Auch nach all diesen Jahren. So viele Hoffnungen knüpfen sich daran, selbst wenn man sich geschworen hat, diesmal wirklich nichts zu erwarten.

Sie trug mich hinaus in den Frühlingstag, und ich war wieder wer. Ein Bär mit Geschichte, hatte Ferdinand gesagt. Und dabei nicht gelogen.

Abends im Hotel wurde ich vorsichtig auf einen Sessel gesetzt.

Die Schriftstellerin hatte ein schönes Zimmer, die Einrichtung erinnerte mich ein wenig an früher, an meine Zeit in

London. Das Bett war groß mit einem riesigen Kopfteil und zahlreichen dicken Kissen, die Stühle hatten geschwungene Beine und rosé-beige gestreifte Seidenbezüge, und vor dem nicht gerade sauberen Fenster hingen schwere Samtvorhänge. Der Sessel, auf dem ich saß, war aus altrosa Plüsch, und ich fand, dass ich mich hervorragend darauf machte. Viel besser als im Schaufenster jedenfalls.

Sie hatte mich bewusst so hingesetzt, dass mein leicht nach rechts geneigter Kopf an der Armlehne ruhte. Es war gemütlicher so. Ich freute mich, dass sie mich so liebevoll behandelte. Sanfte Hände hatten mir gefehlt.

«So», sagte sie und band ihre dunklen Haare mit einer schnellen Bewegung zu einem Pferdeschwanz zusammen. «Dann erzähl mal.»

Sie ließ sich mir gegenüber auf dem Bett nieder und sah mich an.

Ich hätte so viel zu erzählen. Durchdringend erwiderte ich ihren Blick, vielleicht hörte sie mich ja doch, wenn ich mir Mühe gab.

Ich bin Weltbürger, aber gebürtiger Engländer, Bath 1921. *Ich, also …*

Ich war atemlos vor Aufregung.

«Na, was habe ich auch erwartet», sagte sie dann in das Schweigen. «Wir kennen uns ja kaum. Aber ich kann mir denken, dass du eine Menge erlebt hast. Was du wohl über die Menschen denkst? Wo du wohl herkommst? Und alles musst du für dich behalten, armer Bär.»

Sie hatte mein Dilemma sofort erkannt. Schneller als ich selbst damals, als ich noch jung und ungestüm und voller niemals erlöstem Tatendrang war.

«Eines verspreche ich dir», sagte sie. «Du musst nie mehr in

ein Schaufenster. Bei mir zu Hause bekommst du einen Ehrenplatz. Und wenn wir uns ein wenig besser kennen, erzählst du mir vielleicht auch ein bisschen von dir. Ich bin Schriftstellerin, weißt du, ich liebe Geschichten!»

Ich wäre ihr am liebsten um den Hals gefallen.

Ja, das sagt sich so schön und hört sich so selbstverständlich an, aber ich brauche mich nicht einmal bemühen, den Arm zu heben. Das tue ich schon lange nicht mehr, denn sagen wir mal so, Bewegung ist nicht gerade meine Stärke. Wenn ich mich freue, tue ich das still, doch umso mehr.

Dass sich nach so vielen Jahren jemand für meine Geschichten interessierte, war die Erfüllung eines langgehegten Traumes. Ich schwebte auf Wolke sieben und versank in wohliger Zufriedenheit. Es war ja nicht auszudenken gewesen, dass diese vielversprechende Begegnung ein so jähes Ende nehmen würde.

Das alles ist kaum einen Tag her. Und jetzt? Was geschieht nun mit mir? Ist mein Weg, meine Geschichte wirklich hier im Hinterzimmer des Wiener Flughafens zu Ende? Werde ich in Einzelteilen in einem blauen Plastiksack landen, der irgendwo weit vor den Toren der Stadt auf eine stinkende Müllkippe gekarrt wird? Soll es so sein?

Etwas in mir weigert sich, das zu glauben.

So häufig schon bin ich in scheinbar ausweglosen Situationen gewesen, aber ich habe nie aufgegeben. Im unverbrüchlichen Glauben an das Morgen habe ich viel Zeit in Dunkelheit, Einsamkeit und Angst verbracht und war doch immer der Hoffnung, dass jemand mich rechtzeitig retten würde, dass am nächsten Tag einer käme, um mich aufzuheben, mich in die Arme zu schließen und in sein Leben aufzunehmen. Und

es war immer ein Mensch gekommen. Und wenn nicht am nächsten, dann doch an einem anderen Tag.

Heute weiß ich: Mein Leben geschieht, ob ich mir nun Sorgen mache oder nicht. Ich bin ein Bär. Ich kann nie etwas am Ausgang der Dinge ändern. Fest steht aber, dass ich bis jetzt noch immer überlebt habe.

Der Mensch sorgt sich immer als Erstes um sich selbst und glaubt, er könne den Lauf der Dinge beeinflussen. Und dann stirbt er doch. Darin liegt wohl der entscheidende Unterschied zwischen Mensch und Bär.

Irgendjemand – vermutlich war es Victor, denn der war so klug – hat mal gesagt, man sei durch die Geburt zum Sterben verurteilt. Ich habe mir über diesen Satz nie wirklich Gedanken gemacht. Doch nun lässt mich die Frage nicht los, ob das nur für Menschen oder auch für Teddybären gilt.

Ich bin

Ich erblickte das Licht der Welt, als Alice Sheridan mir das zweite Auge annähte. Das war in Bath, am Samstag, dem 16. Juli 1921, kurz vor dem Fünf-Uhr-Tee. Sie wollte mit mir fertig sein, bevor ihre Freundin Elizabeth mit dem Kuchen kam.

«So», sagte Alice und hielt mich am ausgestreckten Arm von sich, «das hätten wir. Hübsch siehst du aus.»

Ich schaute aus der luftigen Höhe von ungefähr einem Meter dreißig hinunter auf eine Frau Mitte zwanzig, die in einem großen braunen Ledersessel saß, den Blick prüfend auf mich gerichtet. Sie hatte dunkelblondes Haar, sehr grüne Augen und einen großen roten Mund. Ich sah sie an, und mir wurde ganz schwindelig. Sie war schön, und ich konnte mit eigenen Augen sehen, wie sich ihr Haar in Wellen um ihr Gesicht legte, wie sich beim Sprechen um ihre Mundwinkel kleine Furchen zeigten, wie es in ihren Augen blitzte. Ich konnte sehen!

Und aus dem roten Mund waren in ihrer warmen Altstimme die Worte gekommen, die ich soeben vernommen hatte. Meine Sinne waren zum Leben erweckt.

Ich hörte. Ich sah. Ich war.

Alice setzte mich auf ihrem Schoß zurecht, strich mir über den Kopf, und ihre Augen wanderten aus dem Fenster.